

(84) Texte 21: Ein Plädoyer für die Fortsetzung des Kampfes gegen Hitler – Hans Habe: *Ob tausend fallen*

1941 erscheint unter dem Titel *A thousand shall fall* im Verlag Harcourt, Brace & Company (New York) eine Darstellung der französischen Niederlage des Jahres 1940. Das Geschehen wird aus der Perspektive eines deutschsprachigen Sergeanten der Fremdenlegion erzählt. Die Handlung spielt im Elsass und in den angrenzenden Regionen. Der Autor ist Hans Habe, ein österreichischer jüdischer Emigrant.

Habe, geboren 1911 in Budapest, ist zu dieser Zeit innerhalb des Exils politisch nahezu vollständig isoliert.¹ Vor dem „Anschluss“ Österreichs war er ein Parteigänger der „Vaterländischen Front“, eines zwar nazifeindlichen, jedoch autoritär ausgerichteten, zudem antisemitischen Parteienverbands innerhalb des österreichischen „Ständestaats“. Als überzeugter Hitler-Gegner meldete er sich 1939 freiwillig zur französischen Armee, um aktiv am Kampf gegen Hitler teilzunehmen, und zwar zur Fremdenlegion. Diese Entscheidung verstärkte die Isolation: Ein Eintritt in die Fremdenlegion wurde von den meisten Exilanten abgelehnt.² – Ende September 1940 glückte Habe die Flucht aus dem besetzten Frankreich. Er gelangte in die USA, trat erneut in die Armee ein, war zuerst Leiter einer Schulungsgruppe für militärische Propaganda im „Camp Ritchie“,³ aus der zahlreiche spätere Prominente, die „Ritchie-Boys“, hervorgingen, so Hanuš Burger, Guy Stern, Werner Angress. Dann, nach der Invasion, wurde er Leiter einer heute legendären amerikanischen Propagandakompagnie. Einer seiner damaligen Untergebenen und Mitarbeiter war Stefan Heym, der sich in seiner Autobiografie über mehrere andere Mitemigranten negativ geäußert hat, nicht aber über den allseits befeindeten Hans Habe.⁴ Nach Kriegsende wurde Habe Chefredakteur der *Neuen Zeitung*, des führenden Organs der amerikanischen Besatzungsmacht. Für die Nachkriegsentwicklung in Westdeutschland war er ein Mann von Einfluss und Bedeutung. Als literarischer Autor war er nach wie vor umstritten. Er galt als Verfasser von Kolportageliteratur.⁵

Auch *A thousand shall fall* (deutscher Titel: *ob tausend fallen*) weist kolportagehafte Züge auf: Der Autor operiert mit literarischen Klischees, spektakulären Spannungsstrukturen und insbesondere mit sentimentalem Regress. *A thousand shall fall* ist jedoch nur bedingt nach literarischen Kriterien zu beurteilen. Es ist ein politischer, wirkungsästhetisch konstru-

¹ Habe ist der Sohn von Imre Békessy, dem – so Karl Kraus – Prototypen eines charakterlosen, schamlosen und käuflichen Sensationsjournalisten. Kraus' Kampf gegen Békessy gipfelte in der Forderung: „Hinaus aus Wien mit dem Schuft!“ – Das Renommee von Karl Kraus und seines Kampfes gegen die Sensationspresse erklärt bis zu einem gewissen Grad die Isolation, in der sich Habe in dieser Phase des Exils befindet.

² H. W. Katz, der sich aus demselben Grund wie Habe zur Fremdenlegion meldete, erzählte im persönlichen Gespräch, dass die Entscheidung gleichfalls einen schmerzhaften Bruch mit seinen politischen Freunden zur Folge hatte. Die Exilanten waren bereit, als Freiwillige in der französischen Armee kämpfen, nicht jedoch in der Fremdenlegion. Auch Walter Janka, der mit anderen deutschen Interbrigadisten in Gurs interniert war, lehnte den Eintritt in die Fremdenlegion, der ihm vorgeschlagen wurde, ab.

³ Christian Bauer/Rebekka Göpfert: *Die Ritchie-Boys*. Hamburg 2005.

⁴ In *Nachruf* geht Heym mehrfach auf Habes Persönlichkeit und Erscheinung ein. Er spart dabei auch nicht mit kritischen Bemerkungen. Das Resümee ist trotzdem eindringlich: „Ich kenne [...] niemanden in der amerikanischen Armee, über den so viel und so genüßlich getratscht wurde wie über den Lieutenant, später Captain, später Major Hans Habe, auch niemanden, dessen individueller Beitrag zur Entwicklung der Psychological Warfare dieser Armee so viel zum Siege beitrug wie ihn. Er war ein Künstler auf dem Gebiet der Selbstdarstellung [...]; aber unter all dem Geflimmer und Geflirr steckte ein Mensch von eisernem Fleiß, großen Kenntnissen und gelegentlich mit Herz.“ (Stefan Heym: *Nachruf*. Berlin 1990, S. 265)

⁵ Zu Habes Biografie vgl. Robert C. Jespersen: Hans Habe. – In: *Deutsche Exilliteratur seit 1933*. Bd. 1: *Kalifornien*. Teil 1. Hrsg. von John M. Spalek u. Joseph Strelka. Bern/München 1976, S. 393 – 413.

ierter persuasorischer Text. Habes Intention ist es, die internationale – speziell die amerikanische – Öffentlichkeit mit diesem Text von der Notwendigkeit des militärischen Eingreifens im Kampf gegen das Dritte Reich zu überzeugen.⁶

Erzähltechnisch ist *A thousand shall fall* überaus komplex konstruiert. Auf den ersten Blick handelt es sich bei dem Werk um nichts anderes als einen autobiografischen Bericht, in dem ein Ich-Erzähler, ein deutscher Emigrant, den der Leser spontan mit dem Autor gleichsetzt, im ersten Teil von seinen Erfahrungen als Soldat der französischen Armee im Sommer 1940 erzählt und im zweiten Teil von seiner Haft in einem deutschen Kriegsgefangenenlager und der erfolgreich verlaufenen Flucht in den unbesetzten, „freien“ Teil Frankreichs. *A thousand shall fall* ist zwar ein von Elementen der Kolportage geprägter Text, aber *glaubwürdig* ist das Erzählte – so zumindest der erste Eindruck – auf jeden Fall.

Bei näherer Betrachtung zeigt sich jedoch, dass die Glaubwürdigkeit des Ich-Erzählers und der Sachverhalte, über die er berichtet, keineswegs das entscheidende Problem dieses angeblich oder tatsächlich authentischen Berichts ist. Von deutlich größerer Bedeutung sind die subtilen Techniken der Leserlenkung, von denen Habe Gebrauch macht. *A thousand shall fall* ist ein zielgerichtet *manipulativ* konstruierter Text: ein Beispiel für Psychological Warfare. Habes Text wendet sich gezielt an ein christlich-kirchlich *religiös* geprägtes Publikum, also an eine Bevölkerungsgruppe, die für die Entscheidung, ob die USA in den Krieg eintreten sollen, zu dieser Zeit von möglicherweise zentraler Bedeutung ist. Die implizite, nur indirekt formulierte Aussage des Textes lautet: Der Kampf gegen Hitler ist ein „Kreuzzug“,⁷ der Kriegseintritt der USA eine ethisch wie religiös gebotene „Pflicht“.

*

Der deutschsprachigen Ausgabe von *A thousand shall fall*⁸ ist als Motto ein Zitat aus Psalm 91, Vers 5 bis 7, vorangestellt. – Das Zitat ist suggestiv:

„Daß du nicht erschrecken müssest vor dem Grauen der Nacht, vor den Pfeilen, die des Tages fliegen,
vor der Pestilenz, die im Finstern schleicht, vor der Seuche, die im Mittage verderbet.

Ob tausend fallen zu deiner Seite und zehntausend zu deiner Rechten, so wird es doch dich nicht treffen.“ (Hervorhebung – F.T.)

Auf den ersten Blick scheint das Zitat nur die Titelwahl zu erläutern. Die Mitteilung ist jedoch komplexer. In den Versen werden zunächst einmal die Gefahren genannt, denen der Gläubige durch den Satan ausgesetzt ist. Von zentraler Bedeutung ist jedoch die letzte Zeile. Sie enthält die Zusage, dass selbst in den Massakern des Krieges, denen Tausende und Abertausende

⁶ Die erste Feindberührung des Regiments der Fremdenlegion erfolgt in St. Mihiel. Der Name ist für die amerikanische Öffentlichkeit ein Symbol. Habe kommentiert ihr mit folgenden Worten: „Hier haben die amerikanischen Freiwilligen [im Ersten Weltkrieg] die Hilfe ihrer Verbündeten zurückgewiesen [...]. Zweimal wurden sie zurückgeschlagen, aber zum drittenmal stürmten sie die Stadt. [...] Auf seinem Friedhof ruhen dreitausend Söhne der Vereinigten Staaten.“ (S. 24)

⁷ Stefan Heym hat seinem Bericht über die Landung in der Normandie aus diesem Grund den Titel *The Crusaders* („Kreuzfahrer“) gegeben.

⁸ Die deutsche Erstausgabe von *A thousand shall fall* erschien 1946 unter dem Titel *Ob tausend fallen* im Rowohlt Verlag in Stuttgart. Zitiert wird nach der Sonderausgabe, die 1948 im Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag Berlin, erschien.

anderer zum Opfer fallen, der Gläubige auf den Schutz des Allmächtigen vertrauen darf: „dich [wird es] nicht treffen“.

Um zu erkennen, wie Hans Habe bei der Lenkung und Beeinflussung seiner Leser vorgeht, ist es notwendig, zuerst auf den Kontext zu sehen, in dem die Verse stehen. Psalm 91 beginnt mit dem Lob Gottes und seines Schutzes. Aus dem Vertrauen auf Gott erwächst bei dem Gläubigen die Zuversicht, auch Gefahren überstehen zu können:

„Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt,
der spricht zu dem Herrn: Meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe.

Denn er errettet dich vom Strick des Jägers und von der schädlichen Pestilenz.“

Anschließend folgen die Verse, die Habe als Motto verwendet.

Auf welche Sachverhalte Habe Bezug nimmt, wenn in dem Psalm vom Schutz „vor dem Grauen der Nacht“ oder „vor den Pfeilen, die des Tages fliegen“ die Rede ist, liegt für die zeitgenössischen Leser auf der Hand: *Es sind die Schrecken der deutschen Luftwaffe*. Die entsprechenden Bilder waren durch die Weltpresse gegangen. Die Zivilbevölkerung wurde immer wieder aus der Luft beschossen; Warschau und Rotterdam wurden durch Masseneinsätze nahezu vollständig zerstört. – Das militärische Geschehen ist jedoch nicht die alleinige Bezugsebene; der Anspielungshorizont des Zitats ist weitaus größer: Die „Pestilenz, die im Finstern schleicht“, ist der Verrat innerhalb von Staat und Armee; die „Seuche“, die im Zenit steht, ist der Nationalsozialismus.

Habe belässt es jedoch nicht bei der Versicherung, dass Gott dem Gläubigen Schutz verspricht. Als Beleg führt er seine eigene Rettung an. Dies geschieht in Form zweier Epiloge. In „Epilog I“ wird zuerst das Datum von Habes Entlassung aus der französischen Armee genannt und dann der Wortlaut seiner militärischen Beurteilung. Anschließend folgen Informationen über das Schicksal verschiedener im Text namentlich erwähnter Kameraden. Zwei von ihnen: der Colonel Debussy und Pierre Truffly, haben überlebt. Andere sind gefallen, wiederum andere haben sich der Résistance angeschlossen. Der Leser soll diese Gestalten als Vorbilder, als *Leitbilder*, verstehen:

„Meine Erinnerung gilt [...] denen, die gestorben sind für die Sache der Freiheit. Meinen Kameraden vom glorreichen 21. R.M.V.E., das geschlagen wurde ohne sich zu ergeben [...].

Den Genossen der Front, die errettet wurden, und die das neue Frankreich, zum Dank dafür, was sie taten, in Konzentrationslager gesperrt oder den deutschen Henkern ausgeliefert hat.“ (S. 403)

Anschließend – scheinbar spontan – wechselt Habe die zeitliche Perspektive. Die Vergangenheit tritt zurück – die Gegenwart rückt, virtuos und eindrucksvoll inszeniert, in den Vordergrund. Die Adresse richtet sich jetzt an Großbritannien, das nach der Niederlage Frankreichs den Kampf gegen Hitler fortführt:

„Mein Hoffen aber:

Den britischen Verfechtern der menschlichen Ideale.

Den Piloten der Freiheit in der Royal Air Force.

Den Matrosen der Demokratie in der Royal Navy.

Den Frontsoldaten des Menschentums in der Armee seiner Majestät, Georg IV.

Sie tragen die Fahne weiter, die unserer Hand entglitten ist.“ (S. 404)

Mit überzeugender Direktheit versetzt Habe den Leser damit ins Zentrum des aktuellen Geschehens: in Englands „Kampf um das Überleben“, und damit in die politische Diskussion in den USA: die Kontroverse zwischen Interventionisten und Non-Interventionisten.

Erkennbar wird dies an der Datumsangabe: „Juni 1941“. Diese Nennung wäre an sich nicht weiter auffällig, wenn der 22. Juni 1941 nicht das Datum des deutschen Überfalls auf die Sowjetunion wäre, der entscheidenden Wende in der Entwicklung des Zweiten Weltkriegs. *Dieses Faktum wird aber mit keinem Wort erwähnt.* Habe will sich offenbar bei den amerikanischen Lesern seines Buch nicht damit kompromittieren, dass er Sympathien für die Sowjetunion, also für den Kommunismus, anklingen lässt. – Es folgt der Dank an diejenigen, die Habes Ausreise in die USA und damit seine Rettung ermöglicht haben: Frank Kingdon vom Emergency Rescue Committee, Georges Warren vom Presidential Advisory Committee und Morris Troper vom American Joint Distribution Committee. Auch das ist mehr als nur eine Geste: Habe weist die Leser darauf hin, dass überaus honorige Persönlichkeiten sich bereits seit Längerem entschieden haben, am Kampf gegen Hitler durch die Rettung von Verfolgten teilzunehmen.

In „Epilog II“, datiert mit „Washington, im Juni 1946“, wird mitgeteilt, was Habe *nach Ende* des Krieges über die Personen, von denen er erzählt hat, in Erfahrung bringen konnte. Einige, die d in den Widerstand gegangen sind, haben trotzdem überlebt; der größte Teil aber ist gefallen oder Opfer der deutschen Verfolgung geworden. Auch einige der Deutschen, die Habe bei seiner Flucht aus dem Gefangenenlager und anschließend bei der Fortsetzung seiner Flucht in das unbesetzte Frankreich geholfen haben, haben überlebt. Ihnen möchte Habe – so endet der Bericht – „die Hand drücken“: „Sie bewiesen, daß Menschlichkeit keine Frage der Nationalität ist“ (S. 406).

Mit solchen versöhnenden, auf die Zukunft gerichteten Worten endet die deutschsprachige Ausgabe von *A thousand shall fall*. Auch Epilog II ist eine sorgfältig inszenierte Adresse. In seiner Funktion als leitender Presseoffizier der US-Armee – also erneut im Sinne des Psychological Warfare – wendet sich Habe hier an die deutschen Nachkriegsleser: Er wirbt um sie als die „anständigen Deutschen“. Er braucht ihren Beistand für den Aufbau eines demokratischen Staates.

*

Habes Bericht beginnt mit den Worten:

„DANN STAND der Krieg plötzlich am Wegrand.“ (S. 9)

Der Satz ist ein Bravourstück der Publikumslenkung. Er evoziert den Schrecken der plötzlichen Konfrontation mit dem Tod. Erst danach folgen Erläuterungen, die den Zeitpunkt benennen, die militärische Befehlslage sowie den situativen Kontext des Vorkommnisses:

„Ich hatte an diesem hellen Maimorgen des Jahres 1940 über Auftrag des Kapitäns Mirambau vom 12. Armeekorps einen Erkundungsgang unternommen, der mich bis in die feindlichen Linien führte. Ich war am Vortag aus Pfaffenhoffen im Elsaß, dem Sitz des 12. Armeekorps, aufgebrochen, um einzelne französische Beobachtungsposten zu besuchen und gewissen Unrichtigkeiten in der Übermittlung von Nachrichten auf den Grund zu gehen. Ich hatte einige Tage vorher den Kurs absolviert, den Kapitän Mirambau für die Beobachter all jener Regimenter gab, die dem 12. Armeekorps angehörten. Zu diesen Regimentern zählte auch mein

Regiment, das 21. Infanterie-Regiment der ausländischen Freiwilligen, das ‚21e Régiment de Marche des Volontaires Étrangers‘, das zu Beginn des Krieges ins Leben gerufen worden war, und das nun im benachbarten Mommenheim kommender Tage harrte.“ (Ebd.)

Für den Leser ist vor allem die Mitteilung von Bedeutung, dass der Erzähler ein Kriegsfreiwilliger ist. Er ist fortan ein „Held“: ein Mensch, der ohne Not *gegen Hitler* und *für Frankreich* kämpft – ein „ausländischer Freiwilliger“.

Der Ort des Geschehens ist das Elsass. Es fallen zwei Ortsnamen: Pfaffenhoffen und Mommenheim. Wo genau diese Orte liegen, weiß der Leser vermutlich nicht. Offenbar beschränkt sich der Erzähler in diesem Moment auf das absolut Notwendige. Auch das bestärkt seine Autorität. Er formuliert im Ton eines Mannes, der knapp und sachlich informiert. Ausschmückungen verbieten sich; die Mitteilung muss präzise und absolut wahrheitsgetreu sein. Auf diese Weise wird der Leser in eine ihm unbekannte Welt eingeführt, und er muss sich darauf verlassen, was ihm über die hier wesentlichen Vorkommnisse und Strukturen mitgeteilt wird. Der Ich-Erzähler wird in diesem Augenblick zu einem „glaubwürdigen Zeitzeugen“.

Im nächsten Absatz wird ein Autorität: der Kapitän Mirambau, vorgestellt:

„Was ich vorne [an der Front] bei den verschiedenen Beobachtungsposten sah, konnte mich nicht überraschen. Kapitän Mirambau, dem unsere ganze Bewunderung gehörte, hatte uns auf alles vorbereitet.“ (S. 9)

Die Sachverhalte, die der Ich-Erzähler auf seinem Erkundungsgang zu sehen bekommt und die den Leser erstaunen, hatte ihm Mirambau also schon im Vorwege angekündigt. Es handelt sich also nicht um Einzelvorkommnisse, sondern derartige Tatbestände sind kritischen Beobachtern seit Langem bekannt.

Bevor Habe auf die Dinge eingeht, von denen sein Vorgesetzter besprochen hat, ist es ihm wichtig, den Leser zunächst einmal über die Person des Kapitäns Mirambau zu informieren. Er umgibt die Gestalt mit einem Geheimnis. Der Leser taucht damit gleichsam in die Welt des Rätselhaften ein, denn der Ich-Erzähler konfrontiert ihn offen mit der eigenen Unsicherheit, seinem vergeblichen Bemühen, sich von Kapitän Mirambau ein Bild zu machen:

„Ich werde mich dieses ungewöhnlichen Mannes stets entsinnen. Während unseres ganzen Aufenthaltes im Elsaß gelang es uns nicht, hinter sein Geheimnis zu kommen; wahrscheinlich aus dem einfachen Grunde, weil niemand wußte, wer er eigentlich war. Er trug keinen Orden, obschon es bekannt war, daß er zu den großen Helden ‚de l’autre guerre‘, des ‚früheren Krieges‘, gehört hatte; ein einfaches Abzeichen auf der rechten Brustseite, ein Indianerkopf, das Merkmal des ‚zweiten Bureau‘ [des Geheimdienstes], ersetzte alle roten, gelben oder grünen Bändchen [die Ordensbänder]. Seine militärischen Kenntnisse wiesen darauf hin, daß ihm Soldatentum Beruf sei, aber ein junger Artillerie-Offizier, der aus Mirambau’s Geburtsort stammte, behauptete, der Kapitän sei im Zivilberuf Professor der Mathematik an der Sorbonne [...]“ (S. 9 f.)

Was aber hatte Mirambau angekündigt? Was meinte er damit, wenn er sagte, der Ich-Erzähler solle nicht überrascht sein, wenn er auf Sachverhalte stoßen würde, die außerhalb seines Vorstellungsvermögens lägen?

„Hören Sie, Sergeant: lassen Sie sich durch nichts überraschen. Sie werden Wunder erleben.“ [...] ‚Sie werden Beobachtungsposten finden, wo zwar eine Zentral-

heizung gelegt ist, von wo Sie aber unmöglich den Feind sehen können. Champagner werden Sie überall finden.“

Mirambau war also über das Ausmaß strikter Sabotage informiert. Es folgte die Aufforderung:

„Wenn Sie Champagnerkisten finden, schießen Sie hinein! In meinem Auftrag. Ich will Beobachter, und keine Säufer.“ (S. 10)

Was auf diese Weise dem Leser vorgestellt wird, ist „la guerre pourrie“⁹: der „verdorbene Krieg“. Im Heeresbericht heißt es: „Rien à signaler“: keine besonderen Vorkommnisse. Zu diesem Zeitpunkt herrscht jedoch seit mehr als acht Monaten Krieg. Der Krieg aber ist nicht spürbar; er findet „irgendwo im Verborgenen“ statt: „in den Wäldern der Ardennen, auf den belgischen Feldern, hinter den lieblichen kleinen Häusern im Luxemburgischen“.¹⁰ Ein Teil des Offizierskorps meint daher, diesen Krieg als Zeitvertreib genießen zu können.

*

Die Stimmung ändert sich auch dann nicht, als die Nachricht eintrifft, dass deutsche Truppen in Holland und Belgien einmarschiert sind. Es ist Sommer; die Ruhe ist idyllisch. Der Ich-Erzähler hat den Befehl, zusammen mit drei Kameraden zum Standort seiner Einheit, nach Mommenheim, zurückzukehren. Noch steht man jedoch an einem kleinen Fluss und angelt.

Ein Kamerad, der Ungar Garai, hört plötzlich ein unerwartetes Geräusch:

„Garai sah plötzlich auf.

„Flugzeuge!“ sagte er und, statt sich auf den Bauch zu werfen, sprang er auf.

Im gleichen Augenblick hatte drei Flugzeuge, tief fliegend, Pfaffenhoffen überflogen. Sie schienen beinahe den Kirchturm zu streifen. Stolz, meine theoretischen Kenntnisse in die Übung umzusetzen, rief ich Garai zu:

„Messerschmitts!“

Ich hatte die deutschen Jagdflugzeuge an dem eckigen Schnitt ihrer Flügel erkannt. Aber schon waren sie an uns vorbei. Sie schienen sich vorerst in großer Schnelligkeit zu entfernen, kehrten dann plötzlich um kreisten über unserer Wiese. Zu gleicher Zeit begann die Maschinengewehre zu rattern.“ (S. 12)

Habe führt dem Leser den Ich-Erzähler in diesem Augenblick als „naiven“ Helden¹¹ vor Augen. Was in diesem Moment geschehen ist, wird den Soldaten erst Sekunden später bewusst:

„Unter Feuer genommen, ahnten wir noch immer nicht, was vorging. So sehr waren wir gewohnt, alles als Spaß zu werten, daß uns erst ein Schrei aufschreckte. Jetzt erst bemerkten wir einen umgeworfenen Kinderwagen. Es war ein weißer Fleck im Grünen. Eine Frau, in Weiß auch sie, beugte sich über den Kinderwagen. Sie schrie.

Die Flugzeuge zogen Kreise über der Stadt. Und die Sirene auf dem Kirchturm begann, fünf Minuten zu spät, zu heulen. Der langgezogene, sich verzweifelnd er-

⁹ *La guerre pourrie* ist der Titel eines autobiografischen Berichtes zum gleichen Thema, den Ernst Erich Noth verfasste.

¹⁰ S. 10 f.

¹¹ Selbstverständlich lagen zu diesem Zeitpunkt in Frankreich bereits Informationen über die deutsche Luftwaffe und ihre Funktion im Polenfeldzug vor. Die „Naivität“ des Ich-Erzählers wird also absichtsvoll in Szene gesetzt.

neuernde Schrei der Sirene übertonte das Jammern der Frau. Die Sonne schien, und über den Feldern lag der Sonntag.

Garai und ich liefen quer über das Feld.“ (S. 13)

Erst jetzt wird erkennbar, was geschehen ist:

„Die Mutter bedeckte mit ihrem Körper das tote Kind. Die Maschinengewehr-
kugel hatte das Dach des Kinderwagens durchbohrt und das Kind in den Kopf ge-
troffen. So war das erste Opfer des Krieges, das wir sahen, ein Kind der Wiege.“
(Ebd.)

Das Bild ist absichtsvoll arrangiert. Das Motiv des „toten Kindes in der Wiege“ gehört zu den klassischen Topoi, mit denen die Schrecken des Krieges dargestellt werden.

Anschließend erweitert Habe die Perspektive. Die Beschießung hat noch andere Opfer gefordert:

„Als wir in den Ort zurückkehrten, krochen die Leute eben aus ihren Häusern. Erschreckte Gesichter starrten auf den wolkenlos blauen Himmel. *Am Bahnhof waren drei Arbeiter, die sich unter einem Waggon verstecken wollten, gerade als sie sich bückten, in den Rücken getroffen worden. Sie waren tot.* Die Sirene schwieg. Auf dem Schornstein der Moritzschen Bierbrauerei spielte ein Storch mit seinen Kleinen“ (S. 13; Hervorhebung – F.T.).

Auch hier ist die Funktion des Tropus klar erkennbar. Das Bild der Bahnarbeiter, die „in den Rücken getroffen“ wurden, ist Teil der traditionellen Ikonographie des „Meuchelmords“.

Die Aussage der beiden Bildkomplexe ist nicht misszuverstehen: Der Leser ist konfrontiert mit der Welt des „Verrats“. Dass die Bilder eine manipulatorische, die Emotionalität lenkende Kraft entfalten, steht außer Frage. Der Leser vermag sich der auf ihn einstürzenden Folge schockierender bildlicher Informationen nicht anders zu erwehren als dadurch, dass er sich dem Urteil, das sie formulieren, anschließt.

Unmittelbar danach spricht Habe bereits klar und direkt vom „verbrecherischen Versagen“ der Regierung wie der Armeeführung (S. 21). Dieses Versagen betrifft sowohl die Bewaffnung als auch die Organisation des Nachschubs: Die Truppe ist z.T. noch mit Gewehren aus dem Ersten Weltkrieg ausgerüstet; leichte, moderne französische Gewehre, die mit den deutschen vergleichbar wären, gibt es nur in geringer Zahl (S. 19). Zwar werden Gasmasken ausgeteilt, aber sie sind völlig unbrauchbar. Es werden Einheiten an die vorderste Front geschickt, aber den Kommandanten fehlt das erforderliche Kartenmaterial. Sie wissen in dieser Situation nicht, wo der Feind steht. Beobachtungsposten sind unbesetzt; Offiziere verlassen ihre Einheiten. Die nicht mehr kampffähigen Truppen sollen schnell abgelöst werden, aber Fahrzeuge, die die Truppen an die Front bringen, sind nicht vorhanden. Die Reserveeinheiten sind daher bereits physisch erschöpft und aufgerieben, bevor sie an in die Stellungen gelangen. Derartige Vorkommnisse veranlassen den Ich-Erzähler zu dem sarkastischen Kommentar:

„[H]eute weiß ich, daß auch darin satanische Planmäßigkeit lag.“ (S. 28)

Dieses Urteil wird aus der Rückschau gefällt. Vom Verdacht „planmäßigen Verrats“ ist im Verlauf des Geschehens nicht die Rede. Der Ich-Erzähler ist über das, was er Fehlern und Mängeln sieht, zwar fassungslos, aber er ist nach wie vor aber „naiver“ Beobachter. Nur bei wenigen Gelegenheiten kommt ihm der Verdacht, dass es innerhalb der Truppe tatsächlich „Verräter“ geben könnte, die den Gegner, also die Deutschen, über die Stellungen der Trup-

pen und die strategischen Pläne der Armeeführung informieren. Aber mit dem Urteil ist er vorsichtig.¹²

*

Für Habe steht fest, dass es sowohl Teilen der einfachen Soldaten als auch der militärischen Führung an der Überzeugung fehlt, dass dieser Krieg richtig, also notwendig ist. Als Beispiel dafür schildert es die Begegnung seines Ich-Erzählers mit einem Soldaten, der, auf seinem Tornister sitzend, eine Fleischkonserve verzehrt. Es entwickelt sich folgender Dialog:

„Welches Regiment?“ erkundigte ich mich.

„48. Infanterieregiment.“

„Wo ist dein Regiment?“

„Weiß ich nicht.“

Er aß ruhig weiter. [...]

Ich fragte ihn, ob sie Befehl zum Rückzug bekommen hätten.

„Was weiß ich?“ sagte der Bursche. [...] „Auf einmal rief’s: *sauve qui peut!* Rette sich, wer kann! Da liefen wir halt.“

„Waren die Deutschen da?“

Er dachte nach.

„Nein. Wir haben sie nie gesehen.““ (S. 52)

Der Soldat hat sein Gewehr in den Straßengraben gelegt. Sein Kommentar:

„Viel zu schwer“ [...]. „Ganz verrostet. Kann ich nicht mehr öffnen. Und dann find‘ ich so ein Gewehr überall.““

Beide Soldaten marschieren weiter. Dann kommt es zur Frage, wann der Krieg zu Ende sein wird:

„Ich zuckte die Achseln.

„Möchte‘ wissen, wozu wir diesen ganzen Krieg angefangen haben?“, monologisierte er weiter. „Vielleicht für die Herren Polen? Was gehen uns die Polen an?“

„Wir haben den Krieg nicht angefangen“, versuchte ich.

„Wir haben den Krieg erklärt. War gar nicht notwendig.“

„Hitler wollte die ganze Menschheit unterwerfen.“

„L’humanité ... je l’emmerde.“ Er spuckte aus. „Seit vierzehn Tagen habe ich keinen warmen Bissen im Magen. [...] „Uns Franzosen hat der Hitler nichts getan.

Wir hätten längst mit ihm Frieden schließen sollen.““ (S. 53)

Als der Ich-Erzähler offen widerspricht, steigert sich das Misstrauen des Kameraden. Er fragt den Ich-Erzähler, ob der etwa ein Freiwilliger sei, und als er die Bestätigung erhält, reagiert er mit Unverständnis:

„Warum hast du dich gemeldet? Wolltest du Franzose werden?“

„Nein. Ich wollte gegen die Nazis kämpfen.“

„Gegen die Nazis?“ Warum? Was haben dir die Nazis getan?“

Er schüttelte den Kopf. „Freiwilliger! Schön blöd warst du! Wenn du noch die Staatsbürgerschaft bekommen hättest!““ (Ebd.)

¹² Ein solcher Verdacht wird vom Kommandanten der Einheit ausgesprochen. Es werden auch Belege erwähnt, die Verdacht auf einen „Elsässer“, Gerber, lenken, aber der Ich-Erzähler selber enthält sich in diesem Moment jedweden Urteils (S. 50 f.).

Auch dieser Dialog bleibt unkommentiert. Er spricht jedoch für sich: Habe appelliert hier an die Grundwerte der Demokratie: die Menschenrechte. Auch dieser Appell richtet sich speziell an die amerikanische Öffentlichkeit: Die allgemeinen Menschenrechte sind Teil der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung, also des Fundaments der amerikanischen Demokratie.

*

Eine der Situationen, bei denen beim Ich-Erzähler der Verdacht von „Verrat“ aufkommt, also der systematischen Sabotage planmäßiger Kriegsführung, wird in dem Kapitel „Das Verbrechen von Ste. Menehould“ geschildert. – Die Darstellung beginnt in dramatisierendem Ton:

„IN DIE GESCHICHTE des Deutsch-Französischen Krieges von 1939 bis 1940 wird der Kampf von Sainte Menehould eingehen wie die Schlacht von Verdun in die Geschichte des Weltkrieges. Ich kann der Historiker dieses Kampfes nicht sein – ich war ‚nur‘ dabei, und wer mitten im Kampf steht, der sieht nur einen geringen Sektor. [...]“ (S. 129)

Es folgen Vermutungen des Ich-Erzählers hinsichtlich des Plans, der den Kämpfen in und um Ste. Menehould möglicherweise zugrunde lag. Völlig unklar ist für ihn trotzdem, welches strategische Ziel mit der Aktion verfolgt wurde. Aus dieser Unklarheit erwächst dann die Vermutung, es könne sich um sorgfältig kaschierten „Verrat“ gehandelt haben:

„Sehr wahrscheinlich ist es, daß zu dieser Zeit überhaupt kein anderer Plan mehr bestand, als das verräterische Projekt, uns so lange auf französischen Gefilden ‚spazieren‘ zu führen, bis der Waffenstillstandsmoment militärisch gereift, aber auch psychologisch so weit gediehen sei, daß jeder Soldat nur einen Wunsch habe: das Niederlegen der Waffen, unter jeder Bedingung.“ (S. 130)

Im nachfolgenden Satz wird die Vermutung gleich wieder relativiert – so, als ob sich der Ich-Erzähler nicht zum militärisch-sachkundigen Experten aufschwingen wolle. Auch das ist ein geschickter Trick des Autors, die Glaubwürdigkeit seines Erzählers zu erhöhen:

„Wie dem auch sei: Sainte Menehould war der Sammelpunkt für mehrere Armeen, die in die kleine Stadt mit ihren einst 3000 Einwohnern auf verschiedenen Wegen gelangt waren, die aber nunmehr auf eine einzige Nebenstraße, die Straße Verrieres-Passavent-Commercy geworfen.“ (S. 130)

Aus der Ballung mehrerer militärischer Einheiten entwickelt sich die Katastrophe:

„Diese Aktion, so notdürftig sie auch vorbereitet war, so rücksichtslos sie auch durchgeführt wurde, so bejammernswert sie auch ausgehen sollte, bedurfte einer Atempause: das heißt, die Deutschen mußten im Knotenpunkt Sainte Menehould um jeden Preis aufgehalten werden, bis sich der Rückzug im Süden von Sainte Menehould organisierte – oder was man unter Organisation verstand.“ (Ebd.)

Konkret bedeutet das:

„[D]ie Brücke nach dem Norden mußte, nachdem der letzte Mann der zur Verteidigung der Stadt bestimmten Division – oder Divisionen – diese Brücke passiert hatte, gesprengt werden. Andererseits mußte die Brücke, die nach dem Süden führt, so lange erhalten bleiben, als die für die Verteidigung von Ste. Menehould auserlesene Division – oder Divisionen – sich in der Stadt befand, damit sich den Kämpfenden dieser einzige Rückzugsweg nicht verschließe.“ (S. 130 f.)

Was geschieht jedoch?

„Die Nordbrücke [...] wurde nie gesprengt, eröffnete also den Deutschen eine für sie selbst ungeahnt bequeme Möglichkeit des Einzuges [...]. Dagegen wurde die Südbrücke vor uns in die Luft gesprengt, damit wir keine Möglichkeit hätten, uns ‚vorzeitig‘ zurückzuziehen.“ (S. 131)

Die Folge ist ein Massaker unter den französischen Einheiten. Ihnen ist der Rückzug abgeschnitten.

*

Der Ich-Erzähler schildert noch ein weiteres, ähnliches, in den Grundzügen auf den ersten Blick jedoch völlig konträres Erlebnis. Der Schauplatz ist in diesem Fall ein kleines Dorf, dessen Namen der Ich-Erzähler vergessen hat und das er auch nicht mehr auf der Landkarte finden kann. Hier haben sich die Einwohner auf die Verteidigung vorbereitet. Die Männer – „zum größten Teil Soldaten des Weltkrieges“ – haben Schützengräben ausgehoben. Es soll aber auch ein Hochzeitsfest stattfinden, und dieses Fest wird tatsächlich auch gefeiert. Der Bürgermeister, Soldat des Ersten Weltkrieges, im Knopfloch die militärischen Dekorationen, begrüßt die eintreffenden Soldaten. Sie werden gepflegt, ihre Mäntel werden zum Trocknen aufgehängt. Allein das genügt, um die Moral der Truppe für einen Moment zu heben:

„Ein paar beherzte Menschen und ein alter Krieg, der an die jungen glaubte, hatte genügt, um aus einer demoralisierten Horde Krieger der Marne zu machen.

Keiner dachte daran zu weichen, solange er atmete.“ (S. 167)

Dann erschallt jedoch ein Pfiff, das vereinbarte Zeichen, dass die deutschen Truppen sich nähern. Man bewaffnet sich. Ein Einzelner lässt in diesem Moment das Wort „Rückzug“ fallen. Es bricht unter den Soldaten Panik aus. Die Truppe verlässt in wilder Flucht den Ort:

„Wir hatten den Feind nicht gesehen. Wir liefen weiter, vor einem Gespenst.“ (S. 171)

In diesem Moment beginnt eine Frau zu schreien:

„Liefert ihr uns den boches aus?“

Auf die Soldaten prasselt die Verachtung aller herab. Man schreit: „Rettet euch, Feiglinge!“ – Der Ich-Erzähler kommentiert den Vorgang mit den Worten:

„Und ich glaube nicht, daß ich mich noch jemals im Leben so schämen werde.“ (S. 172)

Die Einheit war geflüchtet, ohne den Feind gesehen zu haben.

*

Die nächste Station ist Ligny-en-Barrois, eine Kleinstadt mit einem Bahnhof. Die Bevölkerung hat die Stadt verlassen. Der Kapitän eines anderen Regiments fordert die Ankommenden an, zum Bahnhof zu gehen und sich zu nehmen, was man findet. Dort spielt sich ein seltsames Geschehen ab:

„Vor dem Bahnhof standen schon mehrere Automobile: Wagen von Offizieren, ein oder zwei Lastkraftwagen der Armee, drei oder vier Lieferwagen, ‚requiriert‘, wie uns alter blauer Renault.“ (S. 176)

Der Grund ist eine Lieferung von Alkoholika:

„Auf dem Bahnhof, dem größten Umlegebahnhof der Gegend, waren die letzten Warensendungen liegengeblieben. Auf drei Schienen standen Waggons mit Waren beladen. Jetzt waren die Waggons geöffnet und Hunderte von Kisten erbrochen. In den meisten Kisten gab es Cognac und Champagner; Ligny-en-Barrois liegt mitten in der Champagne. [...] Die Offiziere an der Stadtgrenze hatten sichtlich alle durchziehenden Regimenter nach dem Bahnhof gelenkt, denn unzählige Champagner- und Cognacflaschen standen und lagen erbrochen umher. Wenn man vom Bahnsteig zum zweiten Gleise gelangen wollte, auf dem der Champagnerzug stand, mußte man durch ein Feld von Scherben waten; hunderte Flaschen waren an Ort und Stelle geleert und gleich darauf zerschlagen worden. Halbgeleerte Flaschen Cognac und Champagner waren ausgeronnen; die Waggons schwammen in einer klebrigen, hellbraunen Flüssigkeit von Cognac und Schaumwein. Fliehende Zivilisten hatten sich am Gelage beteiligt. Ich stolperte über eine alte Frau, die betrunken von einer Champagnerkiste gefallen war, mit dem Gesicht in Scherben, sich zerschnitten hatte, so daß ihren elenden zuckenden Körper eine ekelhafte Flüssigkeit – Champagner, Blut und Cognac – umfloß.“

„Ein Offizier stand daneben und sagte nichts; er war kampfhafte bemüht, sich eine Kiste mit der Aufschrift ‚Grand Marnier‘ auf den Rücken zu laden. Eine Horde von Soldaten, darunter ein Offizier und mindestens zwei, drei Unteroffiziere, hatte ein vandalisches Spiel ersonnen. Sie stellten, dem Bahngleise entlang, neun Champagnerflaschen in der Ordnung von Kegeln auf und schmissen mit anderen Flaschen nach diesen zerbrechlichen Figuren. Jedesmal, wenn Glas gegen Glas klirrte, stießen die Spieler ein höllisches Geschrei aus, küßten einander und leerten einige Flaschen: nie war ein Irrenhaus würdiger dieses Namens.“ (S. 176 f.)

Das ist „la guerre pourrie“ – der „verdorbene Krieg“.

*

Hans Habe beschränkt sich jedoch nicht darauf, dem Leser diesen Krieg als Inkarnation des Ekelhaften vor Augen zu führen, als eine „Perversion“, durch die die moralische Physiognomie derer, die Frankreich verraten haben, sinnfällig wird. Er baut mit subtiler Präzision auch die entsprechende Gegenwelt auf: eine Welt der Aufrichtigkeit, der Hingabe an das Vaterland. Diese Welt ist verknüpft mit den Figuren des Kapitäns Mirambeau und des Obersten Truffly, zweier charismatischer Gestalten. Sie evozieren das Bild einer „Geheimgesellschaft“, die für Recht, Gerechtigkeit und Ehre kämpft.¹³ Wie es in Habes Bericht eine „Welt des Verrats“ gibt, repräsentiert durch die Vertreter eines korrupten Bürgertums, so gibt es dazu auch die Gegenwelt der Patrioten.

Habe verknüpft die Thematik der „Geheimgesellschaften“ zielgerichtet mit dem Thema der Religiosität. Ausgangspunkt sind die äußerst verlustreichen, sich über vier Wochen erstreckenden Kämpfe am Ardennenkanal zwischen Le Chesne und Petites Les Armoises. Die deutsche Großoffensive vom 8. Juni führt den Umschwung herbei. Die Niederlage wird unabweisbar. In dieser Situation wird angeordnet, die Militärpässe und die Erkennungsmarken

¹³ Derartige Geheimgesellschaften repräsentieren in der französischen Geschichte die Welt der Aufklärung, der „Illumination“.

zu vernichten; es droht die Gefahr der Gefangennahme. – Der Ich-Erzähler steigt daraufhin in das Dorf Noirval herab, zur Kirche:

„Ich bin allein. Ich gehe auf Zehenspitzen. Ich lege meinen Stahlhelm auf die erste Bank und knie nieder.

Auf dem Altar steht das Bild des Herrn in blauem Gewand. Christus hat die Arme ausgebreitet. Links steht das Standbild der Jungfrau von Orleans. Um den Sockel ist die Trikolore gewickelt.

Eine große Stille liegt über der Kapelle. Der Krieg scheint fern. Ich sehe zum Ge-
kreuzigten empor. Und wie ich emporsehe zu Ihm, fühle ich zum erstenmal das tiefe Symbol des Kreuzes. Die Arme des Herrn, an das Kreuz geschlagen: noch sind sie ausgebreitete Arme. Im tiefsten Leid war er noch bereit, zu umfassen. In keiner anderen Geste konnten sie Ihn töten: die plebejischen Pharisäer; die entfesselte Masse, die Barrabas liebte; die Mittelmäßigen und Kurzsichtigen, die Nörgler am Wunder, die Engstirnigen und Eingeengten – in keiner anderen Geste konnten sie Ihn töten als in dieser, da Er die Arme aufzutut: die Welt umarmend, die Welt umfassend, mit Seinen mageren, gemarterten, blutenden Armen. [...]“ (S. 75)

Es ist das Bild des Leidenden, der zugleich der Erlöser vom Leid ist. Der Ich-Erzähler beginnt zu beten. Er spricht den 13. Psalm Davids:

„Herr, wie lange willst Du mein so gar vergessen? Wie lange verbirgst Du dein Antlitz vor mir?

Wie lange soll ich sorgen in meiner Seele und mich ängsten in meinem Herzen täglich? Wie lange soll sich mein Feind über mich erheben?

Schau doch und erhöre mich, Herr, mein Gott! Erleuchte meine Augen, daß ich nicht im Tod entschlafe,

daß nicht mein Feind sich rühme, er sei meiner mächtig geworden [...]“ (ebd.)

Das Gebet endet mit der Bitte: „Herr, tue ein Wunder!“ Daran schließt sich die Frage an: „Wie heißt du?“ und wie die der „Unsaubere“ im Markus-Evangelium lautet die Antwort:

„Legion heiße ich; denn wir sind unserer viele.“ (S. 76)

Im selben Moment, in dem der Ich-Erzähler dies sagt, merkt er, dass ein anderer hinter ihm kniet: sein Regimentskommandant Oberst Debussy.

Die Konfiguration, die in dieser Szene beschrieben wird, ist auf den ersten Blick unauffällig-nationaltypisch: Die Jeanne-d‘Arc-Statue steht neben dem Christus-Bild; der Altar wiederum ist von der Trikolore, also der Nationalflagge, umwickelt. Bei genauerem Blick auf die Konstellation wird jedoch erkennbar, dass die Konfiguration auf einer These aufbaut: Die „Geheimgesellschaft“, die Trägerin des Widerstands, des Patriotismus, ist, ist von Gott gestiftet. Sie hat den Charakter einer „Kirche“ von Gleichgesinnten. Es ist ein religiös begründeter Bund, wie durch den Hinweis auf eine Insignie, einen Rosenkranz aus Kristall, gezeigt wird, zugleich aber auch eine profan, durch den Patriotismus wie die Gegnerschaft gegenüber dem NS-Regime, begründete Gemeinschaft. Mirambau, Debussy und ein Dritter: Truffy, sind die herausragenden Vertreter dieses geheimen „Ordens“, seine „Offiziere“.

Die Mannschaften aber sind die Emigranten – Exilierte, Flüchtlinge vor dem Nationalsozialismus. Sie haben sich als ausländische Freiwillige zur französischen Armee gemeldet. Weder politisch noch gesinnungsmäßig sind sie „Helden“. Trotzdem wissen sie – anders als

die übrigen Angehörigen der Armee –, wofür sie kämpfen. – Der Ich-Erzähler demonstriert dies an der Gestalt des Juden Kohn Gabriel:

„Kohn Gabriel, Matrikel No. 1553, war der amüsanteste unter meinen Gefährten: Ich hatte immer schon eine Vorliebe für ihn. Dieser Kohn Gabriel mit dem runden, schweren Kopf der unterernährten Hausmeisterkinder, mit dem von viel Wasser und Bohnen aufgedunsenen und von Kellerluft grauen Gesicht, hat weder eine Heimat noch einen Beruf. Viele unter uns haben keine Heimat mehr, und in ihren Militärpapieren steht: ‚Nationalité Indeterminée‘. Sie stammen aus dem Land Indeterminé, dem größten, weitesten Staat Europas, und sie verteidigen eine undefinierbares Reich.“ (S. 125)

Hier ist der Bezug zur Welt des geheimen, nach Umfang und Struktur nicht definierbaren „Ordens“, der „Legion“, am deutlichsten formuliert. Der fehlenden „Determination“ wird anschließend eine präzise formulierte Bedeutung zugewiesen:

„Aber die ‚Indeterminés‘, wie wir sie nennen, als sei das Unbestimmte wirklich eine Nation, hatten einmal eine Heimat: sie wurden ‚ausgebürgert‘, weil es dem ‚Führer‘ so gefiel.“ (125)

Kurz darauf wird diese Interpretation – zumindest auf den ersten Blick – widerrufen, tatsächlich aber bestärkt. An die Stelle der unterschweligen Heroik tritt das Understatement, die bewusst nicht-heroische Klassifikation:

„Kohn Gabriel hatte nie eine Heimat: Er ist, sozusagen, ein individueller Indeterminé, ein Friedens-Indeterminé, ein Indeterminé auf eigene Rechnung. Er ist ein Indeterminé, weil man nicht weiß, wo er geboren wurde, wer sein Vater war, und wo seine Wiege stand [...]. Kohn Gabriel hat auch keinen Beruf, zumindest keinen amtlich anerkannten. Ich erinnere mich, dass der schlaksige, große Junge, von dem alles herabhing – die Schultern, die langen Arme, die feuchten Lippen – neben mir stand, als wir bei der letzten Musterung in Barcarès vorgenommen wurden. Auf die Frage des Unteroffiziers, was sein Beruf sei, antwortete Kohn Gabriel seelenruhig: ‚Schmuggler‘.“ (S. 125)

Das ist nichts anders als eine antibürgerliche Provokation. Sie soll die ohnehin starken Solidarisierungseffekte noch bekräftigen. Die Sympathien der Leser werden auf die Deklassierten gelenkt: die Hitler-Flüchtlinge, die gekämpft haben, während die Privilegierten, das Bürgertum, den Kampf sabotiert haben. Die Deklassierten, die „Indeterminés“ bilden jetzt eine neue, verschworene Gemeinschaft, die *für die Zukunft* kämpft, indem sie gegen Hitler kämpft.